

KAY HOOPER

FALL 5 FÜR NOAH BISHOP

DIE
STIMMEN
DES BÖSEN

Weltbild

Sie verfügt über paranormale Fähigkeiten. Sie hat dem Bösen schon einmal ins Gesicht geblickt. Und ein quälendes Geheimnis überschattet ihre Vergangenheit. Doch nun muss Nell Gallagher an den Ort zurückkehren, den sie vor Jahren fluchtartig verließ. Eine Serie barbarischer Morde stellt die Polizei vor ein unlösbares Rätsel: Es trifft immer die angesehensten Männer der kleinen Gemeinschaft, und jeder von ihnen hatte etwas zu verbergen. Handelt es sich um Rache? Oder um etwas viel Dunkleres? Nur wenn Nell bereit ist, den Schleier über ihrer eigenen Vergangenheit zu lüften, kann sie die Dämonen der Gegenwart bekämpfen. Aber dabei riskiert sie weitaus mehr als nur ihr Leben ...

Noah Bishop Reihe

1. Eisige Schatten
2. Jagd im Schatten
3. Wenn die Schatten fallen
4. Die Augen des Bösen
5. Die Stimmen des Bösen
6. Das Böse im Blut
7. Jagdfieber
8. Kalte Angst
9. Wenn das Grauen kommt

Kay Hooper

Die Stimmen des Bösen

Thriller

Aus dem Amerikanischen von Alice Jakubeit

Weltbild

Die Autorin

Kay Hooper lebt in North Carolina. Sie ist die preisgekrönte Autorin zahlloser Bestseller, ihre Bücher wurden weltweit über sechs Millionen Mal verkauft. Das erfolgreiche und etwas andere Profiler-Team um Noah Bishop taucht gleich in mehreren verschiedenen Thrillerserien Kay Hoopers auf.

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel Whisper of Evil.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2020 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © by Kay Hooper

This translation is published with Bantam Books, an imprint of Random House, a division of Penguin Random House LLC

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2006 by Weltbild Verlag, Augsburg

Übersetzung: Alice Jakubeit

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-085-2

Prolog

Mai ... 12 Jahre zuvor

Sie wusste nicht, was schlimmer war, die Übelkeit oder das Entsetzen. Das eine drohte sie zu ersticken, das andere war ein kalter dumpfer Schmerz, der ihr durch und durch ging.

Da war so viel Blut.

Wie konnte in einem Körper nur so viel Blut sein?

Sie sah hinab und erblickte einen scharlachroten Streifen, der über den Holzboden kroch und nach der Spitze ihres hübschen Schuhs griff. Der Boden war alt und schief, gerade eben schief genug. Gerade eben schief genug. Das war natürlich die logische Erklärung, die verstandesmäßige Lesart, dass das Blut in Wirklichkeit nicht nach ihr griff, sondern einfach nur den Weg des geringsten Widerstands nahm und bergab floss und sie nur im Weg stand.

Ihr Verstand wusste das. Doch das Entsetzen drängte Logik und Verstand völlig in den Hintergrund. Das Blut war ein scharlachroter Finger, der sich auf sie zuwand, langsam, anklagend. Es wollte sie berühren, wollte sie ... brandmarken.

Ich habe es getan. Ich habe das getan.

Die Worte hallten in ihrem Kopf wider, während sie den anklagenden Blutfinger anstarrte. Zu beobachten, wie das Blut ihr immer näher kam, darauf zu warten, dass es sie berührte, war ein beinahe hypnotisches Erlebnis. Es war dem Anblick dessen, was sich sonst noch in diesem Raum befand, beinahe vorzuziehen. Sie bewegte sich, ehe das Blut sie erreichte, trat mit langsamen abgehackten Bewegungen zur Seite. Entkam. Und zwang sich hochzusehen, das Zimmer zu betrachten. Es anzusehen.

Der Raum war ein Trümmerfeld. Überall lagen umgeworfene Möbelstücke mit zerrissenen Bezügen, die Polster im Zimmer verstreut, und muffig riechende Zeitschriften. Die Flickenteppiche auf dem Boden verknäuelte oder sinnlos über einen umgeworfenen Tisch drapiert. Und überall karminrote Flecken, die beim Trocknen eine dunklere Rostfarbe annahmen.

Ein verzweifelter roter Händeabdruck fand sich dort an der Wand, wo das Telefon hätte hängen sollen, doch das Gerät war aus der Wand gerissen worden und lag nun in einem Kabelgewirr ohnmächtig in der Nähe des Kamins. Auch die hellen Gardinen am vorderen Fenster trugen einen blutigen Händeabdruck. Auf einer Seite war die Gardinenstange abgerissen, offenbar bei dem vergeblichen Versuch, auf sich aufmerksam zu machen oder gar zu entkommen.

Es hatte keine Hilfe gegeben, kein Entkommen.

Der Tod war nicht schnell eingetreten. Da waren so viele Stichwunden, die meisten oberflächlich. Schmerzhaft, aber nicht tödlich – zumindest nicht unmittelbar. Das ehemals weiße Hemd war fast völlig rot, hier und dort glänzte es, wo das Blut noch feucht war. Wo es begonnen hatte zu trocknen, verfärbte es sich zu einem dunkleren Rostrot. Und das

Kleidungsstück war zerrissen und zerfetzt, ebenso wie die Hose – beides war von diesen wütenden Messerhieben durchlöchert.

Wut. So viel Wut. Sie hörte so etwas wie ein Wimmern, und für einen Augenblick stellten sich ihr die Nackenhaare auf bei der entsetzlichen Vorstellung, die Toten könnten solche kläglichen Laute von sich geben. Doch dann begriff sie, dass das Wimmern aus ihrer eigenen Kehle stammte, aus ihrem tiefsten Inneren, wo keine Sprache mehr war, nur primitives Entsetzen.

Meine Schuld. Meine Schuld. Ich habe das getan.

Wieder und wieder sprach ihr Verstand diese Worte, teilnahmslos, wie eine Litanei, während aus den Tiefen ihrer Seele dieses wortlose Wimmern aufstieg, wie ein verirrtes Tier, das Schmerzen litt.

Beinahe blind blickte sie um sich und versuchte, das Blut, die blinde Wut und den Hass nicht zu sehen, und mit einem Mal fiel ihr ein metallisches Glitzern ins Auge. Sie konzentrierte sich darauf. Silber. Eine Silberkette mit einem herzförmigen Medaillon, die in der Nähe der Leiche lag, nur wenige Zentimeter von ihren blutbefleckten Fingern entfernt.

Silberkette. Medaillon. »Nein«, flüsterte sie.

Wie betäubt sah sie, dass der Blutfinger plötzlich eine Kehrtwende vollzog und sich zielstrebig auf sie zuwand. Ehe sie sich rühren konnte, erreichte er die helle Spitze ihres Tanzschuhs. Das dünne Material sog sich rasch mit Blut voll, der scharlachrote Fleck breitete sich aus und hüllte ihren zurückschauernden Fuß ein.

Meine Schuld. Meine Schuld. Ich habe das getan.

Sie stöhnte auf und bedeckte mit zitternden Händen ihr Gesicht, unfähig, auch nur einen Augenblick länger hinzusehen. Wartete darauf, dass der Blutfinger ihren Fuß ganz einhüllen und danach ihr nacktes Bein heraufkriechen würde, der Schwerkraft trotzend, um sie zu verschlingen.

Sie wartete auf diese kalte, feuchte Berührung. Doch die kam nicht. Stattdessen umhüllte sie Stille, dicht und sonderbar gedämpft wie ein verschneiter Morgen, wenn alles unter mehreren Zentimetern Weiß begraben lag. Sie merkte, dass sie aufmerksam lauschte, dass sie wartete auf ... etwas.

Es war schlimmer, nichts zu sehen. Ihre Fantasie malte ihr mehr aus als das Blut, das nach ihr griff. Sie malte ihr eine blutige Hand aus, ein anklagendes, von scharlachroten Streifen beflecktes Gesicht, das sich ihr entgegenhob, einen leidenden Blick, aus dem Verdammung sprach ...

Sie schnappte nach Luft und riss die Hände vom Gesicht.

Da war keine Leiche. Kein Blut.

Kein gewaltsam auf den Kopf gestelltes Zimmer.

Sie blickte sich in einem Raum um, der so aussah wie immer: karg und ein wenig schäbig, die geblühten Stoffe des Couchbezugs und der Gardinen mit der Zeit von der Sonne ausgebleichen, die bunten Flickenteppiche der Versuch, ein wenig Farbe hineinzubringen und die beschädigten Stellen auf dem alten Holzboden zu verbergen.

Sie sah hinab und stellte fest, dass ihre Tanzschuhe makellos waren – nicht blutbefleckt

oder auch nur schmutzig –, weil sie an diesem Abend so vorsichtig gewesen war, denn sie hatte unbedingt so gut wie möglich aussehen wollen.

Ganz langsam ging sie rückwärts aus dem Haus. Sie warf einen weiteren langen Blick auf das unberührte Zimmer, dann zog sie die Tür mit einer Hand zu, die nicht aufhören mochte zu zittern. Sie stand auf der Veranda, starrte die Tür an, und allmählich verwandelte sich das Wimmern tief drin in ihrer Kehle in Lachen, und das Lachen sprudelte empor.

Sie konnte gar nicht mehr aufhören zu lachen. Als führte es ein Eigenleben, strömte das Lachen aus ihr heraus. Es waren sehr hohe Töne, so hoch, dass sie sicher war, sie müssten jeden Moment auf den harten Holzboden der Veranda fallen und in tausend Stücke zerspringen. Sie schlug sich die Hand auf den Mund. Das Lachen sprudelte weiter aus ihr heraus, bis ihr die Kehle wehtat, bis das Geräusch des Lachens ihr beinahe ebenso viel Angst einflößte wie der unerklärliche Anblick kurz zuvor.

März ... Gegenwart

Es war schon spät, als George Caldwell zu Bett ging, hauptsächlich deshalb, weil er auf der Suche nach den besten Reiseangeboten im Internet gesurft hatte. Er plante eine Reise nach Hawaii.

Irgendetwas plante er immer. Er stellte gern Listen auf, regelte gerne die Einzelheiten, machte gerne Pläne. Manchmal bereitete ihm das jeweilige Ereignis weniger Vergnügen als dessen Planung. Nun ja, meistens, wenn er ehrlich war. Doch diesmal nicht. Dies würde die Reise seines Lebens werden, wenn alles nach Plan ging.

Als das Telefon klingelte, meldete er sich aus den Tiefen eines angenehmen Traumes heraus. »Ja, was ist?«

»Sie werden büßen.«

Caldwell tastete nach der Lampe auf seinem Nachttisch und blinzelte, als das Licht anging und ihn blendete. Es dauerte einen Augenblick, ehe er die Uhr erkennen konnte und sah, dass es zwei Uhr war. Morgens.

Er schob die Bettdecke beiseite und setzte sich auf. »Wer sind Sie?«, wollte er empört wissen.

»Sie werden büßen.« Es war eine leise Stimme, eigentlich ein Flüstern, ohne Erkennungsmerkmale. Er vermochte nicht zu sagen, ob er mit einem Mann oder einer Frau sprach.

»Wovon reden Sie denn da? Wofür büßen? Wer zum Teufel sind Sie?«

»Sie werden büßen«, flüsterte der Anrufer ein letztes Mal, dann legte er sanft auf. Caldwell nahm den Hörer vom Ohr und starrte ihn an. Dann legte er ebenfalls langsam auf.

Büßen? Wofür büßen, um Himmels Willen?

Er wollte lachen. Versuchte es. Bestimmt nur ein dummer Junge, oder aber ein Spinner, der alt genug war, um es besser zu wissen. Anstatt ihm einen schlechten Witz zu erzählen, hatte er anderen Quatsch von sich gegeben, das war alles.

Das war alles.

Dennoch grübelte Caldwell eine Weile über der Frage, wen er in letzter Zeit verärgert hatte. Auf Anhieb fiel ihm niemand ein, und so zuckte er mit den Achseln, legte sich wieder hin und schaltete das Licht aus.

Nur ein dummer Junge, das war alles.

Mehr war das nicht gewesen.

Er verbannte die Angelegenheit aus seinen Gedanken und schlief schließlich wieder ein.

Erneut träumte er von Hawaii, von tropischen Stränden, weißem Sand und klarem blauem Wasser.

George Caldwell hatte Pläne.

Zu sterben kam darin nicht vor.

Dienstag, 21. März

Wer diese Stadt Silence – Schweigen, Stille – getauft hatte, musste eine feinen Sinn für Ironie gehabt haben, dachte Nell, als sie auf dem Bürgersteig neben ihrem Jeep stand und die Tür zuschlug. Trotz ihrer vergleichsweise geringen Größe konnte man diese Stadt wahrhaftig nicht friedvoll nennen, selbst an einem durchschnittlichen Tag nicht. An diesem milden Wochentag Ende März versuchten offenbar mindestens drei Gruppen von Schülern, mit lautem vergnügtem Autowaschen auf zwei kleinen Parkplätzen und dem Verkauf von selbst gebackenem Kuchen auf einer großen Rasenfläche mitten in der Stadt Geld für irgendeine gute Sache zu sammeln. Und die Kinder hatten reichlich willige Kundschaft, obwohl sich bereits Wolken zusammenbrauten und ein Unwetter ankündigten.

Nell zog die Schultern hoch und steckte ihre kalten Hände in die Taschen ihrer Jacke. Ruhelos und wachsam ließ sie ihren Blick über das Gelände schweifen. Hin und wieder musterte sie ein Gesicht, während sie zugleich den Gesprächsfetzen der Passanten lauschte. Entspannte Gesichter, harmlose Gespräche. Nichts Ungewöhnliches.

Weder sah es so aus noch klang es so, als sei die Stadt in Schwierigkeiten. Durchs Fenster betrachtete Nell die zusammengefaltete örtliche Zeitung auf dem Beifahrersitz ihres Jeeps. In der Ausgabe vom Vortag hatte nicht viel auf Probleme hingedeutet. Nicht viel, aber Hinweise hatte es doch gegeben, besonders für jemanden, der zwischen den Zeilen zu lesen verstand.

Ganz in ihrer Nähe stand ein Zeitungsverkäufer, der die aktuelle Ausgabe feilbot, und sie konnte die Schlagzeile leicht erkennen. Sie verkündete, der Stadtrat habe beschlossen, ein Grundstück für den Bau einer neuen Schule zu erwerben. Soweit sie sah, stand auf der Titelseite nichts von größerer Bedeutsamkeit.

Nell ging hin und kaufte eine Zeitung. Dann stellte sie sich wieder neben ihren Jeep und überflog sie rasch. Was sie gesucht hatte, entdeckte sie, wo sie es erwartet hatte, bei den Todesanzeigen.

George Thomas Caldwell,
42, unerwartet zu Hause verstorben.

Selbstverständlich stand dort noch mehr. Eine für den vergleichsweise jungen Mann lange Liste von Leistungen, lokale und bundesstaatliche Ehrungen, Wirtschaftsauszeichnungen. George Caldwell war sehr erfolgreich gewesen und ungewöhnlich beliebt für einen Mann in seiner Position.

Doch es war dieses unerwartet, über das Nell nicht hinwegkam. Jemandes ausgesprochen geschmacklose Vorstellung von einem Witz? Oder weigerte sich die Polizei, die erst ungefähr einen Tag alten Spekulationen der Medien über die gewaltsame

Ursache von George Caldwells Tod zu bestätigen?

Unerwartet. O ja. Das war Mord für gewöhnlich.

»Mein Gott, Nell!«

Sie faltete die Zeitung akkurat wieder zusammen, steckte sie unter den Arm und wandte sich zu ihm um. Es fiel ihr nicht schwer, dafür zu sorgen, dass ihre Miene nichts verriet, ihre Stimme fest war. Sie hatte viel Übung gehabt – und dies war eine Begegnung, auf die sie sich vorbereitet hatte.

»Hallo, Max.«

Max Tanner stand weniger als eine Armeslänge von ihr entfernt. Sie fand, er sah sie an wie etwas Widerwärtiges, das er an der Unterseite seines Schuhs entdeckt hatte. Vermutlich kein Wunder, dachte sie.

»Was machst du denn hier, verdammt noch mal?« Seine Stimme klang gerade bewegt genug, um ihr zu verraten, dass er nicht so unbeteiligt und gleichgültig war, wie er vorgab.

»Ich könnte sagen, ich bin zufällig vorbeigekommen.«

»Könntest du. Und in Wirklichkeit?«

Nell zuckte beiläufig mit den Achseln. »Ich denke, das kannst du dir vorstellen. Das Testament ist endlich gerichtlich bestätigt worden, daher habe ich einiges zu tun. Alles durchsehen, das Haus ausräumen, den Verkauf in die Wege leiten. Wenn ich es denn wirklich tue natürlich nur.«

»Du meinst, du weißt es noch nicht?«

»Ob ich es verkaufe?« Nell gestattete sich ein kleines, sarkastisches Lächeln. »Mir sind ein paar Zweifel gekommen.«

»Verscheuch sie«, sagte er knapp. »Du gehörst nicht hierher, Nell. Du hast nie hierher gepasst.«

Sie tat, als verletzte sie das nicht. »Nun, soweit sind wir uns einig. Trotzdem, die Menschen verändern sich, besonders in – wie lange ist das jetzt her, zwölf Jahre? Vielleicht lerne ich ja, wie man hierher gehört.«

Er lachte kurz auf. »Ja? Warum solltest du? Was könnte dich an dieser popeligen Stadt auch nur im Mindesten reizen?«

Nell hatte in diesen zwölf Jahren gelernt, Geduld zu haben und auf der Hut zu sein. So lautete ihre Antwort auf diese provokative Frage lediglich: »Vielleicht nichts. Wir werden sehen.«

Max atmete tief durch und schob die Hände in die Taschen seiner Lederjacke. Sein Blick wanderte in Richtung der Schüler, als faszinierte ihn der Kuchenverkauf.

Während er darüber nachdachte, was er als Nächstes sagen sollte, musterte Nell ihn. Er hatte sich nicht sehr verändert, dachte sie. Älter natürlich. Kräftiger nun mit Mitte dreißig; vermutlich joggte er immer noch, praktizierte noch die Kampfsportarten, für die er sich schon immer interessiert hatte. Natürlich zusätzlich zur täglichen körperlichen Arbeit eines Rinderzüchters. Was immer er auch tun mochte, es hielt ihn jedenfalls ausgezeichnet in Form.

Das Leben hatte sein schmales Gesicht ein wenig mehr gezeichnet als früher, doch wie bei so vielen wirklich gut aussehenden Männern waren die beinahe zu hübschen Züge des

Jünglings zu echter eindrucksvoller männlicher Schönheit herangereift – einer Schönheit, der sein schmaler, grimmiger Mund kaum Abbruch tat. Die Jahre hatten in diesem Gesicht kaum negative Spuren hinterlassen. Vielleicht waren da ein paar silberne Fäden im dunklen Haar an seinen Schläfen, und die Lachfalten an den Ecken der schweren Lider seiner braunen Augen kannte sie auch noch nicht ...

Ein Schlafzimmerblick. Dafür war er die ganze Schulzeit hindurch bekannt gewesen, für seinen Schlafzimmerblick und sein Temperament, beides vererbt von seiner kreolischen Großmutter. Die Reife hatte die Glut, die in jenen dunklen Augen schwelte, nicht gedämpft. Nell fragte sich, ob sie ihn gelehrt hatte, sein Temperament zu zügeln.

Nell hatte sie es jedenfalls gelehrt.

»Du hast vielleicht Nerven, das muss man dir lassen«, sagte er schließlich und wandte ihr seinen eindringlichen Blick wieder zu.

»Weil ich zurückgekommen bin? Du musst gewusst haben, dass ich das tun würde. Hailey ist fort, da war sonst niemand, der sich ... um alles kümmern konnte.«

»Du bist nicht zur Beerdigung gekommen.«

»Nein.« Sie bot ihm keine Erklärung, keine Rechtfertigung. Sein Mund wurde sogar noch schmaler. »Die meisten Leute hier haben gesagt, du würdest nicht zur Beerdigung kommen.«

»Was hast du gesagt?« Sie musste das fragen.

»Ich war ein Idiot. Ich habe gesagt, du würdest kommen.«

»Tut mir Leid, dich enttäuscht zu haben.«

Max schüttelte ein Mal den Kopf, eine beinahe ungestüme Verneinung, und seine Stimme war schroff. »Du kannst mich nicht enttäuschen, Nell. Ich habe zehn Mäuse bei einer Wette verloren, das ist alles.«

Nell wusste nicht, was sie darauf erwidern sollte, doch die Antwort blieb ihr erspart, denn eine erstaunte Frauenstimme rief ihren Namen.

»Nell Gallagher? Mein Gott, bist du das?«

Nell wandte sich halb um und erzeugte ein schwaches Lächeln für die überwältigende Rothaarige, die auf sie zueilte. »Ich bin's, Shelby.«

Shelby Theriot schüttelte den Kopf und wiederholte: »Mein Gott«, als sie die beiden neben Nells Auto erreichte. Ganz kurz schien es, als wollte sie die Arme um Nell werfen und sie ungestüm umarmen, doch dann grinste sie nur. »Ich habe mir gedacht, dass du noch hier auftauchen würdest, mit dem Haus und allem, worum du dich kümmern musst, aber ich habe wohl gedacht, du würdest später kommen, vielleicht im Sommer oder so, ich weiß auch nicht, wieso. Hi, Max.«

»Hi, Shelby.« Mit den Händen in den Jackentaschen stand er da, die Miene nunmehr ausdruckslos, der Blick seiner dunklen Augen schoss zwischen den beiden Frauen hin und her.

Nell selbst hielt ihren Blick auf Shelbys strahlendes Gesicht gerichtet. »Ich habe darüber nachgedacht, bis zum Herbst zu warten oder bis die Sturmsaison mehr oder weniger vorbei ist«, sagte sie leichthin, »aber es hat sich so ergeben, dass ich ein bisschen Zeit habe, bis ich eine neue Stelle antrete, also bin ich runtergefahren.«

»Runter von wo?«, wollte Shelby wissen. »Als wir das letzte Mal von dir gehört haben, warst du irgendwo im Westen.«

»Habt ihr das von Hailey?«

»Ja. Sie meinte, du hättest dich mit einem Mann in Los Angeles – na ja, ich glaube, sie sagte eingelassen. Oder vielleicht war es Las Vegas. Irgendwo im Westen jedenfalls. Und du würdest abends studieren. Ich glaube jedenfalls, dass sie das gesagt hat.«

Statt diese Informationen zu kommentieren, sagte Nell lediglich: »Ich lebe jetzt in D. C.«

»Hast du jemals geheiratet? Hailey hat gesagt, du wärst ein, zwei Mal nahe dran gewesen.«

»Nein. Ich habe nie geheiratet.«

Shelby verzog das Gesicht. »Ich auch nicht. Ehrlich gesagt scheint die Hälfte unserer Abschlussklasse heute Single zu sein, obwohl die meisten von uns die Dreißig hinter sich haben. Deprimierend, findest du nicht?«

»Vielleicht geht es manchen von uns allein besser«, meinte Nell leichthin.

»Ich glaube, die haben uns was ins Wasser getan«, erklärte Shelby düster. »Ganz ehrlich, Nell, diese Stadt wird allmählich unheimlich. Hast du von den Morden gehört?«

Nell hob eine Augenbraue. »Morde?«

»Ja. Vier bis jetzt, wenn man George Caldwell dazuzählt – du erinnerst dich doch an ihn, Nell? Klar, der Sheriff war nicht gerade erpicht darauf, diesen letzten Todesfall zu den anderen auf die Liste zu setzen, aber ...«

Max fiel ihr ins Wort. »Wir hatten hier früher schon Morde, genau wie alle anderen Städte auch.«

»Aber nicht solche«, beharrte Shelby. »Wenn hier jemand umgebracht wird, liegt der Grund normalerweise auf der Hand, und man weiß sofort, wer der Mörder ist. Keine Morde im verschlossenen Zimmer oder sonst wie vertrackte Krimifälle, nicht hier in Silence. Aber diese Morde hier? Alles feine respectable Männer mit fast lupenreiner Weste. Dann werden sie ermordet, und schon kommen all ihre garstigen Geheimnisse raus, als wäre da ein Damm gebrochen.«

»Geheimnisse?«, fragte Nell neugierig.

»Aber hallo. Ehebruch, Veruntreuung, Glücksspiel, Pornografie – such dir was aus, es war garantiert dabei. Die reinste Soap. Über George haben wir bis jetzt noch nichts erfahren, aber das kommt schon noch. Bei den anderen dreien waren die Geheimnisse innerhalb von zwei Wochen nach ihrem Tod in aller Munde. Ich fürchte also, es ist nur eine Frage der Zeit, bis wir mehr über George herausfinden, als wir je wissen wollten.«

»Hat man die Mörder denn geschnappt?«

»Nein. Und das ist auch ziemlich merkwürdig, wenn du mich fragst. Vier prominente Bürger innerhalb von acht Monaten ermordet, und der Sheriff klärt nicht einen der Morde auf? Er wird es verdammt schwer haben, wenn er wiedergewählt werden will.«

Nell blickte zu Max, der leicht die Stirn runzelte, jedoch nichts dazu sagte. Sie sah wieder Shelby an. »Es klingt wirklich ein bisschen merkwürdig, aber ich bin sicher, der Sheriff versteht was von seiner Arbeit, Shelby. Du hast dir immer schon zu viel Sorgen gemacht.«

Shelby schüttelte den Kopf, doch sie lachte. »Ja, wahrscheinlich hast du Recht. Oh, verdammt – ist es schon so spät? Ich muss los, bin spät dran. Hör mal, Nell, ich würde wirklich gern hören, was du so getrieben hast – darf ich dich in ein, zwei Tagen anrufen, wenn du dich ein bisschen eingewöhnt hast? Wir könnten zusammen zu Mittag essen.«

»Sicher, gerne.«

»Super. Und wenn du dich in diesem großen alten Haus einsam fühlst und vorher mit jemandem reden möchtest, ruf mich an, okay? Jederzeit, ich bin nämlich immer noch eine Nachteule.«

»Alles klar. Bis dann, Shelby.«

Der Rotschopf winkte Max kurz zu und eilte davon. Nell murmelte: »Sie hat sich kaum verändert.«

»Nein.«

Nell wusste, das Beste, was sie tun konnte, war, sich ins Auto zu setzen und einfach davonzufahren, doch stattdessen hörte sie sich bedächtig sagen: »Diese Morde klingen wirklich ziemlich ungewöhnlich. Und dass die Aufklärung so lange dauert ... Hat der Sheriff nicht wenigstens ein paar Verdächtige?«

Max stieß ein sonderbares kleines Lachen aus. »O ja, er hat schon ein paar. Insbesondere einen.«

»Einen?«

»Ja, einen. Mich.« Er lachte nochmals auf, drehte sich auf dem Absatz um und ging davon.

Nell sah ihm nach, bis er um die nächste Ecke verschwand. Dann betrachtete sie wieder die geschäftige kleine Stadt, die anscheinend blind war für die heraufziehenden Sturmwolken, und murmelte leise: »Willkommen zu Hause, Nell. Willkommen zu Hause.«

Ethan Cole stand am Fenster seines Büros und sah hinab auf die Main Street. Er hatte ausgezeichnete Sicht auf den Großteil der Straße, besonders auf das Gebiet um den Zeitungskiosk herum. Daher sah er auch die sichtlich angespannte Begegnung zwischen Nell Gallagher und Max Tanner, sah, wie Shelby Theriot sich einige Minuten lang zu ihnen gesellte, ehe sie in der für sie typischen Eile davonstürzte. Sah, wie Max davonging und Nell ihm nachblickte, bis sie ihn nicht mehr sehen konnte.

Soso. Was sagte man dazu?

Ethan hatte selbstverständlich gewusst, dass Nell zurück nach Silence kommen würde. Wade Keever war in den juristischen Angelegenheiten, die er betreute, nicht so diskret, wie er hätte sein sollen, zumal wenn er ein, zwei Drinks intus hatte. Ethan spendierte ihm normalerweise mindestens zwei Mal im Monat zwei, drei Drinks, einfach um auf dem Laufenden zu bleiben. Daher wusste er, dass Nell sich – Wade zufolge ein wenig widerstrebend – bereit erklärt hatte, wenigstens so lange nach Hause zu kommen, wie sie benötigte, um das alte Haus auszuräumen, die Teile des Familienbesitzes auszuwählen, die sie behalten wollte, und alles Übrige zu erledigen, was der letzte leibliche Nachkomme der Gallaghers, der noch Bindungen an diese Stadt hatte, erledigen musste.

Ach was, vielleicht würde sie einfach einen Riesentrödel bei sich im Hof veranstalten,

dann ihr angestammtes Heim den Flammen übergeben und ihrer Vergangenheit ledig nach D. C. zurückkehren.

Ethan bezweifelte, dass sie viel behalten würde, zumindest nicht, wenn an den ganzen alten Geschichten und Gerüchten auch nur ein Körnchen Wahres dran war. Da sie in den vergangenen zwölf Jahren nicht einmal zu Familienbegräbnissen zurückgekehrt war, sah es so aus, als entsprächen zumindest einige Geschichten der Wahrheit.

Unbewusst schürzte Ethan die Lippen, als er beobachtete, wie Nell wieder in ihren sehr schönen Grand Cherokee stieg und davonfuhr. Er würde das Nummernschild später durch den Computer laufen lassen, beschloss er. Vorsichtshalber. Doch er erwartete nichts, was er nicht bereits wusste.

Er wusste eine Menge.

Das musste er als Sheriff einer kleinen Gemeinde, in der jeder jeden kennt, natürlich auch. Gute Polizeiarbeit im Landkreis Lacombe Parish, und insbesondere hier im Städtchen Silence, war meist eine Frage dessen, was er über die Menschen hier wusste, lange ehe er ein Verbrechen aufzuklären hatte. Und so interessierte er sich dafür, was die meisten Leute vorhatten, gleichgültig, ob legal oder illegal.

»Sheriff?«

Er wandte sich vom Fenster ab und erblickte einen seiner Detectives, Justin Byers, der vor seinem Schreibtisch stand. Ethan ermunterte seine Mitarbeiter, ihn gleich aufzusuchen, wenn sie etwas zu besprechen hatten, und die veraltete Gegensprechanlage zu meiden – hauptsächlich weil sie veraltet war, aber auch, weil Ethan den blechernen, beinahe gespenstischen Klang, den das Gerät allen Stimmen verlieh, nicht leiden konnte.

»Was gibt's, Justin?«

»Ich habe ein paar Schwierigkeiten beim Zusammentragen der Informationen über George Caldwells finanzielle Situation. Nichts, was richtig verdächtig wäre, aber die Kapitalanlagen sind ziemlich verstreut, und für meinen Geschmack gibt es ein paar ungeklärte Details zu viel. Ich dachte, wenn wir vielleicht einen Durchsuchungsbefehl für seine persönlichen Unterlagen bekommen könnten ...«

Ethan lächelte. »Ich weiß Ihr Engagement zu schätzen, Justin, aber ich bezweifle, dass Richter Buchanan uns aufgrund unseres Unbehagens einen Durchsuchungsbefehl ausstellt. Finden Sie heraus, so viel Sie können, aber bedrängen Sie niemanden, und wenden Sie sich nicht an seine Witwe, okay?«

»Sieht Sue Caldwell sich überhaupt als seine Witwe? Ich meine, die beiden waren ja getrennt – seit wie vielen Jahren? Zwei oder drei?«

»Ungefähr.« Ethan zuckte mit den Achseln. »Aber sie waren immer noch verheiratet, und sie ist seine gesetzliche Erbin. Nach allem, was ich höre, trauert sie. Also lassen Sie sie in Ruhe.«

»Klar, in Ordnung. Nur damit Sie Bescheid wissen – es wird ein Weilchen dauern, bis ich alle Informationen zusammengetragen habe, die Sie haben wollen ...«

»Verstanden.« Ethans Lächeln hielt an, bis der Detective den Raum verlassen hatte, dann erlosch es. Er traute Justin Byers nicht ganz. Andererseits traute er mindestens drei der sechs neuen Mitarbeiter nicht, die er hatte einstellen müssen, seit mit dem neuen

Highway vergangenes Jahr viel mehr Leben in diese Stadt gekommen war. Ethan hatte gerne Leute um sich, die er kannte, und drei der Neueinstellungen – darunter auch Byers – waren nicht in Silence geboren und aufgewachsen.

Sicher, das war kein Verbrechen, und alle hatten ausgezeichnete Zeugnisse und Referenzen vorzuweisen gehabt, ganz zu schweigen von ihrer großen Erfahrung. Trotzdem.

Er kehrte zu seinem bequemen Stuhl hinter dem Schreibtisch zurück, schloss die mittlere Schublade auf, öffnete sie und zog eine blassbraune Mappe heraus. Darin lagen Kopien von drei Berichten, die er wie gewünscht dem Staatsanwalt eingereicht hatte.

Der Bericht über den ersten Todesfall klang durchaus unkompliziert. Peter Lynch, fünfzig Jahre alt, war plötzlich verstorben, scheinbar an einem Herzinfarkt. Nur auf beharrliches Drängen seiner hysterischen Ehefrau hatte man eine Autopsie vorgenommen, bei der man unerwartet Gift gefunden hatte. Da das Haus nicht sofort als Schauplatz eines Verbrechens behandelt worden war, hatte die spätere Durchsuchung nichts zutage gefördert, das hätte belegen können, was geschehen war. Doch der Gerichtsmediziner meinte, vielleicht hätte ja jemand ein paar Kapseln mit Nitroglyzerin in eine der Flaschen mit Vitaminkapseln gesteckt. Es war allseits bekannt, dass Lynch Vitamine en gros einnahm, und sonst hatte man keine weiteren Drogen oder Medikamente gefunden. Daher war es auf jeden Fall möglich, dass der Arzt Recht hatte.

Wirklich interessant war jedoch, dass sie, als sie einmal begonnen hatten, das Haus zu durchsuchen, um herauszufinden, ob Lynch Drogen besessen und genommen hatte, im Boden seines Kleiderschranks ein Geheimversteck mit wirklich widerlichen Pornos entdeckt hatten.

Kleine Mädchen, aufgetakelt und geschminkt wie Nutten und mit Männern fotografiert, die ihre Väter hätten sein können. Oder ihre Großväter. Beim bloßen Gedanken an das, was sie auf den Fotos taten, drehte sich Ethan heute noch der Magen um.

»Widerliches Schwein«, murmelte er kaum hörbar.

Lynchs Frau war verständlicherweise entsetzt und gedemütigt gewesen, zumal diese erste Entdeckung zu weiteren geführt hatte. So hatte man Belege für Ausflüge von Lynch gefunden, die nichts mit seinen Geschäften zu tun gehabt hatten; vielmehr waren sie zur Gänze der Befriedigung seiner abnormen Gelüste gewidmet. Er hatte nicht nur häufig in New Orleans ein Haus für Männer mit seinen speziellen Neigungen aufgesucht, sondern sich außerdem eine Geliebte in dieser Stadt gehalten. Ein Mädchen, das jünger war als seine jüngste Tochter.

Mit gerunzelter Stirn wandte Ethan sich dem nächsten Bericht zu. Auch dieser Todesfall hatte zu Beginn ganz normal gewirkt. Luke Ferrier, achtunddreißig Jahre alt, hatte anscheinend Selbstmord begangen, indem er mit seinem Auto in einen sumpfigen Flussarm gefahren war. Das Wasser in seiner Lunge bewies, dass er ertrunken war, und Selbstmord schien als Schlussfolgerung durchaus zutreffend. Doch ein Kollege von ihm beharrte sehr entschieden darauf, Ferrier habe keine Selbstmordabsichten gehegt. Daher hatten Ethans Leute noch einmal genauer hingeschaut.

Weil sie davon ausgingen, dass Geld das wahrscheinlichste Motiv war, wenn ein

gesunder junger Mann ohne große familiäre Verpflichtungen beschloss, sich das Leben zu nehmen, hatten sie seine Finanzen und die des Unternehmens, bei dem er angestellt gewesen war, unter die Lupe genommen. Erneut waren sie überrascht worden – und zwar nicht, weil sie Belege für Veruntreuung entdeckt hatten, sondern weil Ferrier offenbar jeden Cent, den er sich »geborgt« hatte, ein paar Monate vor seinem vermeintlichen Selbstmord zurückgezahlt hatte.

Niemand hatte ihn verdächtigt. Eigentlich war er fein heraus gewesen.

Warum also Selbstmord begehen?

Der Gerichtsmediziner hatte eingeräumt, es gebe wohl gewisse Barbiturate und Muskelrelaxanzien, die nicht lange im Körper verweilen; man hätte Ferrier betäuben und seinen Wagen in den Fluss fahren können, während er besinnungslos war, und bei der Autopsie hinterher hätte man nichts mehr gefunden. Das war möglich.

Doch der entscheidende Beweis war aufgetaucht, als sie ein wenig tiefer gegraben hatten – und nicht nur auf eine offenbar chronische Spielsucht gestoßen waren, sondern auch auf ein dickes Bankkonto in Baton Rouge und ein Schließfach, in dem sich unter anderem ein Flugticket nach Südfrankreich befand, das auf einen Monat nach Ferriers Tod datiert war. Weitere Papiere in der Kasette stützten die Annahme, dass er kurz davor gestanden hatte, seine Zelte abzurechen und aus Silence fortzugehen. Warum also Selbstmord begehen?

»Nicht Selbstmord«, sagte Ethan, erneut kaum hörbar. »Gottverdammte!«

Der dritte Bericht betraf den Tod von Randal Patterson, sechsundvierzig Jahre alt, vor gerade zwei Monaten. An diesem Punkt, als das Unbehagen der Einwohner von Silence bereits deutlich zu spüren gewesen war und die Gerüchteküche gebrodelt hatte, hatten Ethans Deputys und Detectives nicht den Fehler gemacht, irgendetwas zu unterstellen – bis auf das Schlimmste. Einen anscheinend gesunden, vergleichsweise jungen männlichen Erwachsenen ganz gleich aus welchem Grund tot aufzufinden hätte sie ohnehin in Alarmbereitschaft versetzt. Dass besagter männlicher Erwachsener mittels eines durch ein nahe gelegenes Fenster in seinen Whirlpool gelegten Stromkabels durch Stromschlag hingerichtet worden war, hatte sämtliche Alarmglocken schrillen lassen. Sie schrillten umso lauter, als die nachfolgenden Ermittlungen Randal Pattersons schmutziges kleines Geheimnis zutage gefördert hatten: einen Raum in seinem Keller, der mit allerlei sadomasochistischen Gerätschaften sowie sehr viel Gummi und schwarzem Leder bestens ausgestattet war. Peitschen. Masken. Ketten.

Bisher hatten sie nicht in Erfahrung bringen können, mit wem Patterson seine Spielchen gespielt hatte, aber das war wohl nur eine Frage der Zeit.

Nur eine Frage der Zeit.

»Scheiße«, murmelte Ethan sanft.

Über George Caldwell gab es bisher selbstverständlich noch keinen vollständigen Bericht. Schließlich hatte man ihn erst vor ein paar Tagen gefunden. In den Kopf geschossen, aber keine Schusswaffe in Sichtweite. Schwer, das nicht als Mord zu bezeichnen.

Doch bisher war nichts Anstößiges oder Illegales aufgetaucht.

Bisher.

Ethan schlug die Mappe zu und starrte ziemlich grimmig quer durchs Büro. Das gefiel ihm nicht.

Es gefiel ihm überhaupt nicht.

Nell stieg aus ihrem Jeep und sah zu dem großen weißen, mit Holzschindeln verkleideten Haus, das ein wenig von der Straße zurückgesetzt stand und von hoch aufragenden Eichen umgeben war.

In architektonischer Hinsicht war das Haus ein Gebilde ohne roten Faden, was nicht sehr überraschend war, denn das ursprüngliche, nunmehr hundert Jahre alte Gebäude war in den vergangenen Jahrzehnten mehrfach umgestaltet und erweitert worden, im gleichen Maße, wie die Familie darin gewachsen war.

Welche Ironie, dachte Nell, dass sie hier stand, ein Jahrhundert, nachdem die ersten Gallaghers an diesem Ort Wurzeln geschlagen hatten, vermutlich mit großen Hoffnungen und entschlossen, eine Familie zu gründen.

Hier stand sie nun.

Allein.

Die letzte ihrer Familie, zumindest in Silence.

Und obendrein stand sie hier wider Willen.

Nell seufzte und öffnete die Hecktür des Jeeps. Der Gepäckraum war voll, denn er enthielt neben ihrem Koffer und der Laptoptasche mehrere Tüten mit Lebensmitteln, die sie in der Stadt eingekauft hatte. Sie wollte soeben zwei der Taschen nehmen und zum Haus gehen, als ein Sinn, der nicht ihr Gehör war, dafür sorgte, dass sie sich umdrehte und zur Straße blickte.

Ein Streifenwagen bog in die Einfahrt.

Eigentlich nicht überrascht, lehnte Nell sich an den Boden des offenen Kofferraums und wartete.

Der Streifenwagen parkte hinter ihrem Jeep, und zwei Deputys stiegen aus.

Unerwarteterweise war der größere der beiden Polizisten eine Frau. Sie mochte etwa eins achtzig sein, schätzte Nell, und ihre Playmate-Maße waren in dem von ihr gewählten Beruf vermutlich eher ein Fluch denn ein Segen. Zudem besaß sie eine dunkle exotische Schönheit, die auf ein in dieser Gegend weit verbreitetes kreolisches Erbe schließen ließ.

Ihr älterer Partner war vermutlich eins fünfundsiebzig bis eins achtundsiebzig, blond und auf jugenhafte Weise gut aussehend, mit einem breiten, herzlichen Lächeln. Er war einer dieser Männer, die zwischen zwanzig und sechzig unverändert aussehen und erst dann zu altern beginnen.

»Hallo, Miss Gallagher. Ich bin Kyle Venable, und das ist Lauren Champagne.«

Nell konnte nicht anders, sie blickte die Frau mit erhobener Augenbraue an. Die versetzte ohne Umschweife: »Und das ist nicht mein einziges Martyrium.«

»Schön, Sie beide kennen zu lernen«, sagte Nell schwach lächelnd. »Glaube ich jedenfalls. Habe ich ein Stoppschild überfahren oder so etwas?«

»O nein, Ma'am«, versicherte Deputy Venable ihr hastig. »Der Sheriff hat uns nur hier rausgeschickt, damit wir das Haus für sie überprüfen. Es hat eine Weile leer gestanden,

wissen Sie, und wir versuchen zwar, alles im Blick zu behalten, aber es sind trotzdem Landstreicher in der Gegend – besonders so weit draußen. Wenn Sie uns den Schlüssel geben, sorgen wir dafür, dass alles auszieht, bevor Sie einziehen.«

Nell holte den Schlüssel ohne zu zögern aus der Tasche. »Danke. Ich weiß das zu schätzen«, sagte sie.

»Es wird nicht lange dauern, Ma'am«, sagte Venable, nahm den Schlüssel und tippte sich höflich an die Mütze, ehe er und seine Partnerin gemächlich über den Fliesenweg zur Vordertür gingen.

Nell blieb, wo sie war, und beobachtete, wie die beiden ins Haus gingen. Sinnlos, auch nur sich selbst gegenüber vorzugeben, sie sei nicht unglaublich angespannt; sie konnte nur versuchen, sich nichts anmerken zu lassen. In der linken Schläfe verspürte sie einen nur allzu vertrauten stechenden Schmerz und massierte den Bereich mit drei Fingern in wohltuenden Kreisbewegungen.

»Nicht jetzt«, flüsterte sie. »Verdammt, nicht jetzt.« Sie rieb fester, zwang Körper und Geist, ihrem verzweifelten Kommando zu gehorchen.

Es dauerte wohl nicht länger als zehn Minuten, bis die beiden Polizisten wieder erschienen, doch ihr kam es viel länger vor.

»Die Luft ist rein«, sagte Venable fröhlich, als sie sich wieder zu Nell gesellten. »Sieht so aus, als hätten alle Fenster und Türen solide Schlösser, aber vielleicht denken Sie mal darüber nach, ob Sie eine gute Alarmanlage einbauen lassen, Miss Gallagher. Oder Sie schaffen sich einen großen Hund an.«

»Danke, Deputy.« Sie bezog beide in ihr Lächeln und ihr dankbares Nicken ein, als sie den Schlüssel zurückerhielt, und fügte hinzu: »Ich werde wohl nicht lange genug hier sein, um so eine langfristige Entscheidung zu treffen, aber ich werde das Haus auf jeden Fall immer abschließen, solange ich hier bin.«

»Wir kommen auf unserer regulären Streife ziemlich oft hier vorbei und können ein Auge auf das Haus haben.« Venable deutete auf ihren vollen Kofferraum. »Einstweilen helfen wir Ihnen auch gerne, die Sachen da reinzutragen.«

»Ach, nein, danke, das schaffe ich schon. Aber danke für das Angebot.«

Er tippte nochmals an die Mütze und lächelte. »Okay. Aber wenn Sie irgendwas brauchen – einfach Bescheid sagen. Egal, worum es geht.«

»Mache ich.«

Die beiden Polizisten stiegen wieder in ihren Streifenwagen, und Nell wandte sich bewusst ab, um den Jeep zu entladen, statt ihnen nachzusehen. Als sie mit einem Arm voller Einkäufe zur Haustür kam, war sie sich bewusst, dass der Streifenwagen mit den Polizisten das Ende der langen Einfahrt erreicht hatte und auf die Straße Richtung Stadt abbog.

Sie sah ihnen nicht nach.

Sie hatten die Eingangstür offen gelassen. Nur die alte Fliegengittertür schirmte das Haus gegen Eindringlinge ab, und ganz kurz blieb sie stehen und versuchte, sich mental und emotional zu wappnen.

Ein weiterer Stich in der Schläfengegend trieb sie ins Haus, ehe sie sich ganz dazu bereit fühlte, doch womöglich war das nur gut so. Sie war sich nicht sicher, ob sie ohne einen solchen Ansporn fähig gewesen wäre, das Haus zu betreten.

Sie trat in einen offenen Eingangsbereich, der beunruhigend vertraut war mit seinem polierten Holzboden und dem runden Tisch mit dem Säulenfuß. Natürlich hätten Blumen auf dem Tisch stehen müssen, und hatte darunter nicht ein Teppich gelegen?

Nell schüttelte diese vagen Gedanken ab und ging zielstrebig an der Treppe vorbei in Richtung Küche. Ganz bewusst sah sie nicht durch die Türen, an denen sie vorbeikam. Auf der einen Seite das formelle Speisezimmer, auf der anderen das Wohnzimmer, unter der Treppe das Gäste-WC – unnötig, diese Zimmer zu überprüfen.

Noch nicht. Noch nicht.

In der Küche stellte sie die Einkaufstüten auf die Arbeitsplatte. Nur flüchtig blickte sie sich in dem hellen gelb-weißen Raum um, dann ging sie unverzüglich wieder hinaus zum Jeep. Sie musste alles hereinholen, und zwar so schnell wie möglich. Das Stechen in ihrer Schläfe war zu einem schmerzhaften Pochen geworden, so regelmäßig und zwangsläufig wie ihr Herzschlag.

Beinahe hätte sie es nicht mehr geschafft. Das Gepäck ließ sie im Eingangsbereich zu Boden fallen und schloss die Vordertür ab, ehe sie auf wackeligen Beinen zurück in die Küche ging. Sie tastete in den Tüten nach den wenigen verderblichen Lebensmitteln, die in den Kühlschrank mussten, und kämpfte gegen die Benommenheit an, wobei sie sich sagte, sie sollte sich zumindest einen Stuhl suchen, ehe ...

Schwärze spülte über sie hinweg. Lautlos sank Nell auf den staubigen Fliesenboden.